

dtv

Ninos Melke Mire stammt aus der Türkei, lebt aber schon lange in Stockholm. Nach einem Autounfall zum Nichtstun verurteilt, verfällt der sonst muntere und umtriebige Ninos in tiefe Depression – bis ihn eine nächtliche Begegnung aus seiner Lethargie reißt. Ein sturzbetrunkener Engländer erzählt ihm an der Bar die unglaubliche Geschichte von einer internationalen Wohltätigkeitsorganisation, die Spendengelder veruntreut und auch sonst sehr dubios zu sein scheint. Für Ninos gewinnt dieses Kneipengespräch erst an Brisanz, als der Engländer am nächsten Tag tot aufgefunden wird. War er wirklich dabei, ein ganz großes Ding aufzudecken? Dank seiner guten Kontakte stößt Ninos bald auf eine Aussteigerin der Organisation, die ihn ermuntert, in dem Fall zu ermitteln. Sie überredet ihn, bei einer großen schwedischen Boulevardzeitung anzuheuern, wo er auf ganz und gar unkonventionelle Weise zu recherchieren beginnt. Schnell findet er heraus, dass die Veruntreuung von Spendengeldern nur die Spitze des Eisbergs ist.

»Mit seinem Debüt beweist das engagierte Autorenpaar, dass sozialkritische Storys und Krimiplots perfekt zusammenpassen. Raffiniert, hintergründig, schlau.« (Petra)

Nuri Kino wurde in der Türkei geboren und ist in Deutschland und Schweden aufgewachsen. Er arbeitet als investigativer Journalist und Dokumentarfilmer. ›Die Wohltäter‹ ist sein erster Roman.

Jenny Nordberg ist investigative Journalistin. Sie wurde mehrfach für ihre Arbeit ausgezeichnet, u. a. mit dem Pulitzer-Preis für Reportage.

Nuri Kino
Jenny Nordberg

Die Wohltäter

Kriminalroman

Aus dem Schwedischen
von Ursel Allenstein

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Ungekürzte Ausgabe 2012
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2008 Nuri Kino und Jenny Nordberg
Titel der schwedischen Originalausgabe:
'Välgörarna' (Norstedts, Stockholm)
© 2010 der deutschsprachigen Ausgabe:
Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Helm
unter Verwendung eines Fotos von
plainpicture/Arcangel
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21338-7

DIE WOHLTÄTER

Prolog

MIRIAM Westdeutschland 1972

Ihre Hände waren zu klein, um sich festzuhalten. Stattdessen wurden sie von zwei großen, erwachsenen Händen umschlossen, die sie vorwärts führten. Mitunter zerrten sie an ihren Armen.

Sie würde erst später etwas zu essen bekommen. In einer Weile, hatten sie gesagt. Sie war jedoch hungrig. Bei Oma war das Essen nicht besonders gut. Aber zuerst würden sie mit dem Flugzeug fliegen, und das hatte sie schon mal gemacht. Sie trug ihre dicke Jacke und hatte ihr eigenes Reisegepäck in einem kleinen Panda-Rucksack auf dem Rücken. Leider konnte ihr Papa nicht dabei sein, aber er würde bald nachkommen. Sie hatte bereits mehrmals nach ihm gefragt, und sie antworteten immer dasselbe. *Bald*. Sie wusste, dass er es nicht mochte, wenn sie schrie oder nörgelte. Also fragte sie nur ab und zu, um sich zu vergewissern, protestierte jedoch nicht. Sonst würde er vielleicht nicht kommen.

Es waren viele Große unterwegs, die direkt auf sie zuliefen, so dass sie es nicht wagte, ihre Hände wegzuziehen, auch wenn es keinen Spaß machte, ohne Papa zu verreisen. Die Menschen rannten sie beinahe um, keiner warf einen Blick zu ihr hinunter. Sie wichen einfach aus, kurz bevor sie über sie stolperten. Alle redeten ununterbrochen, und zwischendurch drang eine noch lautere Erwachsenenstimme aus der Decke und sagte etwas in einer fremden Sprache.

Sie kannte sowohl die Mutter als auch den Vater, die an ihrer Seite liefen, sie hatte sie schon oft getroffen. Es waren nicht ihre Eltern, sondern Mamas und Papas von anderen Kindern, so viel war sicher, und nun würden sie mit ihr gemeinsam fliegen. Sie hoffte, ihr eigener Papa würde rechtzeitig ankommen, zumindest

bevor sie ins Bett musste. Noch war es hell, aber es wäre schön, wenn Papa da wäre, bevor es dunkel würde. Damit er ihr aus dem Buch vorlesen konnte. Das tat er fast immer. Mitunter übersprang er einige Sätze, was sie allerdings sehr böse machte. Sie konnte das Buch fast auswendig.

Wie schade, dass ihr Papa nicht da war, aber er würde bald kommen. Das hatten sie gesagt. Sie wiederholte den Satz im Stillen, während sie sich darauf konzentrierte, so schnell wie möglich zu laufen.

Ihr kleiner, hellblonder Kopf tauchte kurz zwischen den beiden großen Personen auf, zu denen sie ihre Arme hinaufreckte. Kurz darauf verschwand sie in der Menschenmenge. Wer sie bemerkt hatte, vergaß sie schnell wieder.

Die einzige Wahrnehmung von außen, die zu Jürgen vordrang, war der Geruch starken Putzmittels, der aus den Sitzbezügen aufstieg. Er saß schweigend auf dem Fahrersitz und starrte ins Schwarze hinaus. Die Stille schien angemessen für den Wechsel zwischen dem Alten und dem, was nun beginnen sollte. Er hielt einige Sekunden den Atem an, auch, um dem Geruch auszuweichen. Dann atmete er aus. Er war bereit.

Die Autotür wurde geöffnet, und er nickte zufrieden vor sich hin. Pünktlichkeit passte hervorragend zu seinem eigenen, detaillierten Plan. Außerdem zeugte sie von Respekt.

»Guten Abend, Jürgen.«

Jürgen antwortete nicht. Mit halboffenem Mund starrte er die Person an, die auf dem Beifahrersitz Platz nahm. Dies war der vollkommen falsche Mann, nicht der Staatsanwalt, mit dem er ein Treffen vereinbart hatte. Der Mann, der jetzt dort saß, war Wendel. Jürgens Atem stockte.

»Wir lieben dich.« Wendel sah Jürgen ernst an und nickte. »Das weißt du. Und wir würden dich nie verraten. Wir wissen, dass jeder einmal auf Abwege geraten kann.«

Jürgen wollte eine Antwort hervorbringen, aber es gelang ihm nicht, weil der Besucher auch schon fortfuhr:

»Du befindest dich in einer besonderen Situation, so war es

schon immer. Damit du sie nicht weiter verschlimmerst, kümmern wir uns jetzt für dich um Miriam.«

»Nein«, sagte Jürgen hastig. »Nein. Sie...« *ist bei ihrer Oma*, hatte er sagen wollen, hielt jedoch inne, als ihm der unfassbare Gedanke kam.

»Wir wissen nahezu alles, was du dir gedacht hast«, unterbrach Wendel ihn barsch. »Wir haben sie abgeholt, und wir werden für sie sorgen. Kein Grund zur Beunruhigung. Sie wird von Liebe umgeben sein. Sie ist eine von uns.«

»Nein«, wiederholte Jürgen unbeholfen und versuchte, so schnell wie möglich zu denken. »Ihr habt meine Tochter nicht geholt.« *Weil es praktisch unmöglich ist. Weil ich gestern noch mit ihr gesprochen habe. Weil ihr nicht wisst, wo sie ist.*

»Wir haben es bereits getan«, sagte Wendel. »Und wir haben es dir zuliebe getan. Nur weil du im Augenblick nicht weißt, was du willst, soll das Leben anderer deshalb nicht verloren sein. Wir haben es allen zuliebe getan. Und ihrer Mutter zuliebe.«

Wendel lächelte wirklich. Ein echtes, warmes Lächeln. Er glaubte selbst an das, was er erzählte.

Jürgen erwiderte sein Lächeln nicht. »Ich glaube dir nicht. Das ist Kidnapping. Strafbar.« Er kämpfte mit sich, um die Kontrolle über seine Stimme nicht zu verlieren. Er durfte nicht anfangen zu weinen oder dem Impuls folgen, Wendels Hals zwischen seine Hände zu nehmen und so lange zuzudrücken, bis er das, was er gerade gesagt hatte, zurücknahm. Oder wenigstens aufhörte, zu reden. Aber Wendel fuhr fort:

»Ich weiß nicht, ob du mich verstehst. Denn ich glaube nicht, dass du dir momentan im Klaren darüber bist, was du tust. Im Grunde genommen ist es umgekehrt. Du hattest geplant, Miriam hier wegzuholen, nicht wahr?« Er legte den Kopf schief. »Das hätten wir niemals zugelassen. Dass sie ohne ein Ziel aufwachsen würde. Aus ihr wird einmal etwas Bedeutenderes, als du und ich es je waren. Das steht schon lange fest. Und du weißt es.«

»Das ist krank«, sagte Jürgen mit brüchiger Stimme. »Was ihr aus ihr machen wollt. Sie ist meine Tochter. Sie ist noch ein kleines Kind.«

»Richtig. Aber sie ist nicht nur *deine* Tochter, stimmt's?«

Jürgen nickte stumm. Er fürchtete, Wendel könnte den Gedankengang weiter ausführen. Er wollte nichts darüber hören, was Miriams Mutter gewollt hätte.

»Wo ist sie?«

»Ich weiß es, ehrlich gesagt, nicht.« Wendel zuckte mit den Schultern. »In einem unserer Länder, vermute ich.«

In einem von mehr als einem Dutzend Ländern, dachte Jürgen automatisch. In einem der drei Erdteile. Dann versuchte er sich zu fangen. Im Grunde hatte er das gesamte deutsche Rechtssystem hinter sich. Alles war bereits klar. Als er wieder zum Sprechen anhub, war seine Stimme kräftiger:

»Das geht nicht. Jemand ist auf dem Weg hierher. Kidnapping ist ein Verbrechen.«

»Du wiederholst dich.« Wendel runzelte missbilligend die Stirn. »Außerdem ist niemand auf dem Weg hierher. Du hast dein Treffen nämlich abgesagt. Nächste Woche wirst du deiner Kontaktperson vollkommen andere Dokumente übergeben. Diese Dokumente hier werden zu nichts führen. Und wir werden weiterhin kooperieren.«

Jürgen schüttelte den Kopf und blinzelte ungläubig. Was Wendel von sich gab, war noch immer unfassbar.

»Ich werde noch ein letztes Mal versuchen, es zu erklären«, sagte Wendel, »dann muss ich gehen.«

Er neigte sich Jürgen noch weiter zu und sperrte seine Augen so weit auf, als müsste er einem Kind etwas erklären, das sich nur eine begrenzte Zeit lang konzentrieren konnte.

»*Du* hast diese Situation verursacht. Du bist auf schlechte Gedanken gekommen, und wir haben riskiert, dich zu verlieren, und nicht nur das. Also wollten wir dir auf bestmögliche Art helfen, auf den rechten Weg zurückzugelangen. Und wir tun es, indem wir uns um das Mädchen kümmern – was dir bisher ebenfalls nicht gelungen ist. Du weißt, wir tun es aus guten Gründen. Wir werden für sie sorgen, aber nur unter der Voraussetzung, dass du dich zusammenreißt und fortsetzt, was wir geplant haben. Sobald du dein Tief überwunden hast, wirst du uns dankbar sein.«

Wendel entriegelte den Türkopf und öffnete die Autotür. Er hatte bereits einen Fuß auf den Asphalt gesetzt, als er sich noch einmal umdrehte.

»Also, wir sehen uns Montag.«

»Nein, warte«, sagte Jürgen eifrig, mit einem neuen Einfall. Innerhalb weniger Minuten war sein Gemütszustand von triumphierend über trotzig in wütend und schließlich erbärmlich übergegangen. Nun hatte er den Moment erreicht, in dem er eine Chance zur Verhandlung sah. Er wollte verhandeln. *Ich werde ihn zur Vernunft bringen. Er versteht es nicht besser, er glaubt, er tut das einzig Richtige, ich muss ihn dazu bringen, zu verstehen.*

»Miriam ist erst drei Jahre alt. Sie muss bei mir bleiben dürfen. Du kannst mir nicht einfach erzählen, dass sie weg ist ...« Er unterbrach sich und schluckte vorsichtig, weil er den Satz nicht weiterführen konnte. Er räusperte sich und fand erneut seinen Faden. »Es kann nicht alles nur nach euren Bedingungen laufen.«

Wendel sah ihn an. »Du weißt, wer wir sind. Du bist selbst ein Ausbilder, auch wenn du vom rechten Weg abgekommen bist. Wir lieben dich. Und wer – wenn nicht du – weiß exakt, wie wir funktionieren? Wir müssen vereint zusammenstehen.«

»Aber wann ...«

Wendel lachte erneut. »Wenn wir uns wieder aufeinander verlassen können. Wenn du zurück bist. Dann kommt auch Miriam zurück. Wenn sie selbst es will, versteht sich.«

Er stieg aus und schloss die Autotür sanft hinter sich, damit Jürgen ihm nicht hinterherlief. Das wäre nicht nötig gewesen, stellte er fest, bevor er sich abwandte und wegging. Jürgen rührte sich nicht, er starrte wieder geradeaus. Wendel zog den Gürtel seines langen Mantels zurecht und beeilte sich, über den Parkplatz zu seinem Auto zu gelangen. Die Botschaft war angekommen. Ihre Führer würden zufrieden sein. Es war ein unangenehmes, aber notwendiges Gespräch gewesen.

Jürgen blieb im Auto zurück, den ordentlichen Papierstapel auf seinem Schoß. Seine Tränen tropften auf die Plastikmappe, welche die Dokumente schützte, und rannen von dort weiter auf seine

Hose. Er hatte sein Bestes getan. Das Risiko, dass Miriam zu einem Teil seines Einsatzes werden könnte, hatte er sich selbst gegenüber noch nicht einmal auszusprechen gewagt. Vielleicht, weil er es auch jetzt noch kaum zu denken wagte.

1

LUFTRAUM DER ZENTRALAFRIKANISCHEN REPUBLIK Februar 2000

Das Tablett wurde demonstrativ auf den kleinen Beistelltisch geknallt. Jens Karsten Møller ließ sich nicht stören. Er lehnte sich in dem cremefarbenen Ledersitz seiner Falcon zurück und versuchte sich vorzustellen, wie Tausende Liter Benzin direkt in die drei Motoren des Flugzeugs gespritzt wurden. Es war behaglich und aufregend zugleich, an die drei Honeywellmotoren zu denken, die auf sein Verlangen hin starteten und stoppten und nun reibungslos in elftausend Metern Höhe schnurrten.

Ohne seinen Kopf zu neigen, streckte er die Hand zum Tisch und bekam ein Glas zu fassen. Beim zweiten Versuch war der Stewardess der Drink geglückt; im Unterschied zu den meisten anderen Menschen bevorzugte er seine Getränke lauwarm, da die Eiseskälte einen unerträglichen Schmerz an seinen Zähnen verursachte. Das Treffen in Harare war sehr positiv verlaufen. Bis nach Florida waren es noch fast dreitausend Kilometer, rechnete er. Doppelt so weit wie von Kopenhagen nach New York, das bedeutete mindestens eine Zwischenlandung. Vielleicht sollte er versuchen, einige Stunden zu schlafen. Island und andere Orte, in denen man zum Tanken einen Stopp einlegen musste, verabscheute er. Bald würde er zum Nachrüsten gezwungen sein, um dieses Elend zu vermeiden. Er hatte gerade gelesen, dass man die Air Force One, das Flugzeug des amerikanischen Präsidenten, aus der Luft betanken konnte. Das schien ihm effektiver. Er würde versuchen, eine Weile zu schlafen, um die Prozedur nicht miterleben zu müssen.

Møllers Ansicht nach war die Zeit, in der man nicht wach war, im Grunde vergeudete Zeit. Ineffizienz und Schwäche verachtete

er bei sich wie bei anderen. Und Schlaf war definitiv eine Schwäche. Seit Jahren hatte er keine einzige Nacht mehr durchgeschlafen. Als Führer einer Bewegung und Herr über mehrere Ausbilder, die um seine Anerkennung kämpften, blieb ihm wenig Raum für Schwäche oder Schlaf. Auch jetzt gab es keinen Anlass zu schlafen, denn seine kleine Firma war fast schon zu sehr gewachsen, um von nur einer Hand geführt zu werden. Zweiundsiebzig Länder. Wie viele Länder gibt es auf der Welt, fragte er sich. Vielleicht zweihundert? In den meisten war er wohl noch gar nicht richtig gewesen. Als er quer über den Mittelgang sah, bemerkte er, dass zwei Mitarbeiter niederen Ranges kurz davor waren, einzunicken. Er unterdrückte seinen Impuls, sie anzuschreien, dass sie sich wach halten sollten.

Am Ende hatte er sich für eine recht bescheidene Wohnung auf der Insel entschieden, die nun das Ziel seiner Reise war. Er wollte keine unnötige Aufmerksamkeit erregen, so reizvoll er es sich auch vorstellte, zwischen hohen, dicken Säulen auf einer Holzterrasse zu thronen wie ein Gutsherr.

Er hatte noch keinen Kontakt zu den Nachbarn gehabt, die seinem Eindruck nach allerdings ziemliche Spießbürger sein mussten. Sie würden garantiert keinen Gefallen an seinen funktionellen, dänischen Möbeln aus den Dreißigern und seinen kahlen Wänden finden. Genau so liebte er seine Einrichtung. Egal auf welchem Kontinent er gerade wohnte und was außerhalb seines Hauses vorging – wenn er eines seiner Häuser oder Appartements betrat, war es immer, als kehrte er zurück zu seinem Großvater nach Hellerup. Dort hatte Ordnung geherrscht, ausnahmslos.

Unter den Nachbarn auf der Insel war er jedenfalls der Einzige, der etwas Sinnvolles aus seinem Leben machte, dessen war er sich gewiss. Jeden Tag führte er die Revolution ein Stück weiter voran, hin zur endgültigen Lösung. Er hatte schon früh die Kraft in all den Menschen erkannt, die sich auf die Möglichkeit stürzten, ihr Leben anderen zu widmen.

Er machte es den Suchenden leichter – so ließ sich seine Arbeit beschreiben. Darin lag etwas Schönes. Er besaß die Fähigkeit, Men-

schen auf den richtigen Weg zu bringen, der es ihnen ermöglichte, ihrem Willen nach Weltverbesserung freien Lauf zu lassen. Und wenn er seine Pläne wie bisher verwirklichen konnte, wäre die Welt bald in einem besseren Zustand. Sich selbst sah er als Bindeglied zwischen der Suche vieler Menschen nach einer Aufgabe und den wahren Streitfragen, die man, wie er festgestellt hatte, weder weiterreichen noch auf demokratische Weise diskutieren konnte. Mit den Jahren hatte er erkannt, dass die Weltverbesserer sich vor allem eine starke Führung wünschten, die klare Antworten vermittelte. So konnten sie sich vollkommen auf ihre Taten konzentrieren, und das hatte bisher gut funktioniert.

Er lehnte sich zurück und genoss eine Art der Zufriedenheit, die mit dem Gefühl einhergeht, das Richtige zu tun. Sowohl für sich als auch für andere.

Es war ihm gelungen, die Gedanken an die Zeitung von sich zu schieben, die ihm in die Hände gefallen war, als er an Bord ging. Erneut hatte in der Nacht ein Hof gebrannt, weit von Harare entfernt. Ein Verbrechen gegen die internationale Gemeinschaft, schrieb die Zeitung. Endlich werden die weißen Kolonialherren in die Flucht getrieben – so hatte es sein alter Freund formuliert. Im Grunde war Møller nicht an diesem Sachverhalt interessiert, doch er wusste, dass der Zeitpunkt extrem unpassend war. Ausgerechnet jetzt, wo sie ernsthaft planten, in Zimbabwe zu expandieren.

Nach wenigen Minuten musste er seine Sitzposition in dem etwas zu weichen Sessel ändern, der bei der kleinsten Bewegung nachgab und ihm unbequem wurde. Kein Wunder, dass Komfort den Menschen schadete. Schon das kleinste bisschen davon verursachte ihm Rückenschmerzen.

Ein Assistent war hinter dem Vorhang hervorgekommen und stand nun mit hängendem Kopf vor ihm.

»Entschuldige die Störung«, begann er. »Wir hatten einen Anruf aus Jütland.«

»Und weiter?« Ungeduldig gemahnte Møller ihn zur Eile. Er missbilligte Menschen, die ihr Anliegen nicht schnell und präzise vorbringen konnten.

»Es geht um einen der Ausbilder in Kopenhagen. Ich habe versucht ihm zu vermitteln, dass sein Anliegen ihn unmöglich zu einem Gespräch mit dir berechtigen würde, aber er hat sich allen Verantwortlichen gegenüber durchgesetzt. Also habe ich ihm zugehört.«

»Und?«

»Es muss nicht unbedingt etwas bedeuten, aber er glaubt, dass der neue englische Berater, der unser Projekt prüft, eventuell ein Sicherheitsrisiko darstellt. Oder man ihn leicht zu etwas verleiten könne. Vorher ist zwar nie etwas passiert, aber man kann nie wissen, und er ist sich ziemlich sicher.«

Der Assistent verstummte und trat aus Furcht unbewusst einen Schritt zurück. Er hatte schon einmal schwierige Nachrichten überbringen müssen.

Møller hob seine Augenbrauen. Er war vollkommen sicher, dass man sich auf das Urteil der besagten Person verlassen konnte.

»Danke für die Mitteilung. Sie ist angekommen.«

Er brauchte nicht mehr darüber zu hören. Bei Gelegenheit würde er sich näher damit beschäftigen. Er schloss die Augen und war nicht im Geringsten beunruhigt, eher gespannt. Trotz allem wird es also keine langweilige Reise werden, murmelte er vor sich hin, jetzt, da er und sein Geist zu neuen Höhen erwachten. In letzter Zeit war es beinahe zu friedlich zugegangen, und er hatte schon lange gelernt, unnötige Dramatik zu vermeiden. Meistens kam diese nämlich wie von selbst. Wenn ein solch delikates Dilemma über ihn hereinbrach, sah er jedoch keinen Anlass mehr, sich zurückzuhalten. Die Methode war immer dieselbe gewesen. Er sah aus dem kleinen, runden Fenster und genoss die Energie, die ihn durchströmte.

STOCKHOLM Am gleichen Tag

Der Geruch von altem Zigarettenrauch, der sich in den Kleidern festsetzte und unmöglich auszulüften war, mischte sich mit Duftnoten von Mief und Menschenhaut. Aber die Kunden, die das Ge-

schäft betreten und etwas Schneematsch von draußen mit hereinbrachten, schienen sich nicht daran zu stören.

Das Sortiment wirkte, als hätte man eine Busladung von Menschen aus den letzten Jahrzehnten im Laden abgesetzt, damit sie dort ihre Kleider ausziehen und danach nackt wieder aufbrechen. Hinterlassen hatten sie adrette Mäntel aus den Fünfzigern, lange Lycrakleider wie aus dem Film *Ice Storm* in Billardgrün, mottenzerfressene, unförmige Pelze, Latzhosen, Tuniken, haufenweise fusselige Pullover aus gemischten Kunstfasern mit Applikationen und Schulterpolstern und vieles mehr. Eine einzelne, aufgeplusterte Daunenjacke in schreiendem Gelb hing in der Brautkleiderabteilung, wo fünf weiße Brautkleider die Kunden zu Spekulationen anregten, wer wohl einst in ihnen geheiratet hatte und aus welchem Grund sie schließlich hier gelandet waren.

Zwei Rentnerinnen schoben nebeneinander ihre Rollatoren durch den Laden, sodass alle, die ihnen entgegenkamen, eine Extrarunde um die Kleiderständer drehen mussten, um eine Kollision zu vermeiden. Ein bleicher Mann, der aussah, als verbrächte er seinen Alltag damit, an einem großen Gegenwartsroman zu feilen, wühlte zwischen den Wollsakkos mit abfallenden Schultern. Eine müde Mutter ließ einen Kinderwagen, der vor Geschrei bebte, vor den Umkleidekabinen stehen und verschwand mit einem Bündel Röcken über dem Arm hinter der Tür. Einige Mädchen mit stark geschminkten Augen lasen sich etwas über *Vintage* vor, wobei sie mit den Händen über die unförmigste Kleidung strichen.

Der bleiche junge Mann auf der Suche nach Sakkos bemerkte Tuva mit ihren wirren, goldbraunen Haarsträhnen bis zum Hintern, die in ihren langen Röcken hin und her lief. Wie schon andere Männer vor ihm reckte er sich ein wenig, fuhr sich mit der Hand durchs Haar und richtete seinen Blick wieder auf den Kleiderständer, als sie vorbeilief. Sie war kaum älter als zwanzig, aber in ihrem Blick lag bereits eine gewisse Härte, die nicht einmal zu einer Frage nach Kleidergrößen einlud, um ein Gespräch anzuknüpfen.

Tuva war einige Monate zuvor in den Laden gekommen und hatte nach einer Anstellung gefragt. Sie studierte und war auf der Suche nach einem Nebenjob. Über den niedrigen Lohn hatte sie

nicht lamentiert, sondern war einfach am nächsten Tag erschienen und hatte mit der Arbeit begonnen. Sie übernahm alle Schichten, die man ihr anbot, und erbettelte sich häufig Zusatzschichten. Tuva besaß ausreichend Energie, um zehn bis zwölf Stunden am Stück im Laden oder draußen im Lager zu schuften.

Sie schleppte Kisten mit Kleidung, schrieb Preisschilder und befestigte sie mit einer Etikettierpistole, sie sortierte permanent die Kleidung im gesamten Laden nach verschiedenen Farben- und Größensystemen. Dann stand sie an der Kasse und nahm die Schlange in Angriff, die sich dort ständig aufs Neue bildete. Unter ihren Augen hatten sich bereits leichte Schatten gebildet, aber während des Nachmittags begannen ihre Wangen sich meistens wieder rosa zu färben. Ob vor Eifer oder Erschöpfung, wusste niemand, aber sie war die Fleißigste von allen, und die anderen, die mit ihr im Laden arbeiteten, waren froh, dass ihre Energie nie zu versiegen schien. Mitunter ließ sie eine Leidenschaft erkennen, die beinahe unangenehm war. Das war das Einzige, was die anderen ab und an in ihrer Abwesenheit kommentierten. Sie alle arbeiteten für die gute Sache, Tuva jedoch schien besonders hart dafür einzutreten.

2

Einer, der sich nicht sonderlich darüber freute, dass das Telefon nun zum dritten Mal klingelte, ja, der nicht einmal mit dem Leben überhaupt sonderlich zufrieden war: So konnte man Ninos beschreiben. In die raue Bettwäsche eingewickelt, unternahm er einen schwachen Versuch, den Kopf zu heben, doch es schien, als drückte ihn etwas auf die Matratze zurück. Er schielte mit einem Auge nach den Schachteln auf seinem Nachtsch. Las die Etiketten.

Citodon. Celebra. Cipramil. In der Branche der Arzneimittel, die Schmerzen dämpften und Glücksgefühle weckten, herrschte offenbar ein eindeutiger Namenstrend.

Er konnte sich nicht exakt daran erinnern, welche der Präparate für welche seiner zahlreichen Blessuren an verschiedenen Körperteilen vorgesehen waren, hoffte aber, die Pillen würden von allein den Ort ihrer Bestimmung finden.

»Und dann brauchen Sie noch ein Antidepressivum«, hatte der Arzt befunden, und Ninos hatte den gelben Zettel kommentarlos entgegengenommen.

Das Medikament, das seine Depressionen mindern sollte, schien seinen Weg jedenfalls noch überhaupt nicht gefunden zu haben, und er zog es vor, die Jalousien unten zu lassen, damit das Licht ihm nicht die aktuelle Tageszeit verriet. Im Spätwinter war das keine Kunst, da es die meiste Zeit dunkel war.

»Wo bist du, du Idiot. Nimm den Hörer ab. *Nimm den Hööörer ab!*«

Der Anrufbeantworter war angesprungen. Ninos versuchte, sich ein Kissen auf den Kopf zu pressen. Es half nichts. Yamo

brüllte weiter. Mit einer reptilhaften Attacke, die einen brennenden Schmerz in seiner Schulter zur Folge hatte, riss Ninos den Hörer vom Telefon. Yamo schrie noch immer, doch Ninos übertönte ihn:

»*Kher Inshallah!* Brennt es bei euch, oder was ist los?«

«Schlimmer! Papa liegt im Sterben, mach dich auf den Weg in die Gaststätte.»

»Ich bin bandagiert und kann mich nicht bewegen«, antwortete Ninos.

Zu gern hätte er seinem Schock und seinem Bedauern über den Zustand von Yamos Vater Ausdruck verliehen, aber ihm schien es, als hinge sein eigenes Überleben davon ab, so einsilbig wie möglich zu sein, um seinen Freund vom Schreien abzubringen.

»*Mehokh alhiloh?* Hast du dein eigenes Hirn aufgefressen?«

Yamo fluchte in ihrer gemeinsamen Muttersprache und übersetzte sicherheitshalber gleich wortwörtlich ins Schwedische. Ninos kam nicht dazu, etwas zu entgegnen, bevor Yamo weiter-schrie:

»Hör doch auf. Ich hab dich und dein Gejammer so satt. Ständig beschäftigst du dich nur mit all deinen merkwürdigen, ach so großen Geschäften. Dann baust du einen Crash und liegst nur noch herum. Hoch mit dir! Ist es denn so schwer zu kapieren, dass wir Hilfe brauchen? Alle sind im Krankenhaus und halten Wache, und uns gehen die Leute aus.«

»Ich bin krank und kann mich nicht bewegen. Noch dazu sehe ich fett und hässlich aus und habe einen schlechten Teint. Am liebsten würde ich mich umbringen.«

Yamo stieß einen lauten Seufzer aus. »Dein Berg ist zerstört. Hör auf zu übertreiben. Papa stirbt vielleicht bald. Wir brauchen jemanden, der das Restaurant übernimmt. Ich muss mich um die Verwandten kümmern. Alle sind auf dem Weg hierher. Du tust *kher*. Ruf dir jetzt ein Taxi.«

Es klickte in der Leitung.

Ninos gab sich Mühe, seinen Freund noch etwas mehr zu has-sen, und drehte sich von dem Telefon in seinem Bett weg. Aber es gelang ihm nicht mehr, auch nur eine einzige erträgliche Liege-